

Thorsten Dörp

**UND
AM
ENDE
DAS** Roman
MEER

PM LAKEMAN
VERLAG

Impressum

1. Auflage 07/2026
© 2026 PMLakeman-Verlag, Römerberg
Alle Rechte vorbehalten

Herausgeber und Verlag:
PMLakeman-Verlag, Peter Hildebrandt
Martin-Greif-Str. 42, 67354 Römerberg
E-Mail: info@pmlakeman-verlag.de
Website: pmlakeman-verlag.de

Umschlaggestaltung: Peter Hildebrandt
Zitat aus: *Absolute Giganten* – Spielfilm von
Sebastian Schipper (1999)

Layout und Satz: Peter Hildebrandt
Lektorat und Korrektorat: Peter Hildebrandt
Druck und Bindung: Bookpress.eu / Polen

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorinnen und Autoren unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-911187-07-7

»Weißt du, was ich manchmal denke?
Es müsste immer Musik da sein. Bei allem, was du
machst. Und wenn's so richtig Scheiße ist,
ist wenigstens noch die Musik da. Und an der Stelle, wo
es am allerschönsten ist, da müsste die Platte springen,
und du hörst immer nur diesen einen Moment.«

Floyd – Absolute Giganten

Sommerhit

Kasper hielt den Brief mit den abgewetzten Rändern in die Luft, etwa eine halbe Armlänge vor seiner Nasenspitze. Er kniff erst das eine, dann das andere Auge zusammen, so lange, bis die Zeichen zu springen begannen – wie zu einem Lied.

Lieder mochte er, erst recht, seit Patricia in sein Leben getanz war. Wie ein Sommerhit, der plötzlich überall war! Sie, das Mädchen mit der Tätowierung am Hals. Das lag jetzt gut ein Jahr zurück ...

Jenischpark. Früher April.

Kasper saß auf der Holzbank, oben auf dem Hügel zwischen zwei Buchen, deren blattlose Kronen sich hoch über ihm berührten. Er strich sich über die Augen und schmeckte Salz auf seinen Lippen. Er starrte hinaus in das Grau und auf die Containerschiffe, die sich durch die Fahrrinne der Elbe schoben. Es war kühl. Er hatte den Kragen seiner Jacke bis unter das Kinn gezogen und die Kapuze über den Kopf geworfen. Ihr Brief lag zusammengefaltet neben ihm auf der Bank. Der Falz glich einer Narbe.

Er hatte keine Ahnung, wie oft er ihre Worte schon gelesen hatte – hundertmal? Zweihundert?

Vor seinen Füßen stand sein Rucksack, prall gefüllt mit siebzig Litern neuem Leben; wie ein Hund, der nur darauf wartete, dass Herrchen endlich aufstand.

Der Jenischpark war ein Ort voller Erinnerungen, und Kasper überlegte, wann er das letzte Mal hier gewesen war. Als es seine Familie noch gab, besuchten sie diese Anlage regelmäßig; es war ihr gemeinsames Sonntagsritual. Herausgeputzt. Zuverlässig. Zuerst ging es zum Essen ins Jacobs, anschließend schlenderten sie durch den Park – er, seine Eltern und Julius. Nach *Coq au Vin* oder Seezunge in Salbeibutter ging es am Wasser entlang – da konnte das Wetter machen, was es wollte: Sie gingen, verdauten und sahen den Schiffen hinterher.

Als ihr Vater die Neue kennenlernte, hörte es schlagartig auf. Alles hörte schlagartig auf. Es gab keine Seezunge mehr, das Lachen der Mutter versiegte, und das gemeinsame Haus hörte auf, ein gemeinsames Zuhause zu sein. Julius verschwand von einem Tag auf den anderen und kam einfach nicht mehr zurück. An diesem Tag lief im Fernsehen eine Sendung über den Regenwald und die Vertreibung indigener Völker. Daran erinnerte Kasper sich besser als an die Trostlosigkeit seiner Eltern. Das Haus wurde zu einem Gespensterschloss. Nach und nach verschwanden die Bilder an den Wänden, später dann der Geruch. Der Vater wurde zum seltenen Gast und schließlich zu einer Erinnerung. Der Sommer fand ohne ihn statt. Erst wenige Wochen vor Weihnachten stand er wieder vor der Tür – mit neuen Bildern und einer anderen Familie.

Seine Mutter zog mit Kasper in eine Gegend, die das genaue Gegenteil von Blankenese war. Die neue Wohnung war eng, die Wände dünn. Kaum waren Betten, Schränke und Tische aufgebaut, suchte Mutter Trost in der Gesellschaft von Nagetieren. Zunächst waren es zwei Hamster und ein paar Mäuse, dann kam sie mit einer Box Meerschweinchen nach Hause – eines braun, das andere schwarz. Beide erhielten noch Namen, doch im Laufe der Wochen wurden es immer mehr Käfige. Irgendwann bewegten sich die Laufräder tags wie nachts, und während der Gestank

von Kot und Urin zuerst nur ihrem Schlafzimmer die Luft nahm, verteilten sich die Viecher bald auch in den anderen Räumen.

Eines Tages entdeckte Kasper eine angefressene Tapete in seinem Zimmer. An diesem Tag tauchte er in die Sprachlosigkeit ab. Mehr als acht Monate lang sagte er keinen einzigen Satz – kein Wort, keine Silbe. Erst an seinem siebzehnten Geburtstag platzte es aus ihm heraus: Sein ganzer Schmerz ergoss sich wie aus einer eitrigen Wunde – die Familie, der leere Geburtstagstisch – er verfluchte das Leben, er verfluchte die Wohnung, die Schwermut und den Sperrmüll, in dem sie lebten, er verfluchte jedes einzelne Tier, das ihre Räume in Beschlag genommen hatte!

Kasper hatte die Jacke vom Haken gerissen und war zur U-Bahn gelaufen. Seine Mutter lag noch im Bett, wie schon seit Wochen. Sie und das Bett waren zu einer Einheit verschmolzen und nur noch beim genauen Hinsehen voneinander zu unterscheiden.

Als die Bahn hielt, taumelte eine Gruppe Betrunkener aus dem Abteil. Kasper entschied sich für die hintere Tür. Es folgte ein Piepen, dann knallten die Türen und die Bahn setzte sich in Bewegung.

Das Surren ging in vertrautes Rattern über und die Stadt hinter der Scheibe veränderte sich von grau zu grün. Zwanzig Stationen später stieg Kasper am Blankeneser Bahnhof aus.

Er blickte über den Vorplatz. Nichts hatte sich verändert, alles hatte sich verändert. Den Weg zwischen der Hauptstraße und den Alleen mit den prunkvollen Häusern kannte er auswendig. Zwanzig Minuten Fußmarsch, manchmal weniger – so wie heute.

Er hatte nicht vor, zu klingeln. Stattdessen schlich er um die Villa und kletterte an der Stelle über die Pforte, an der ihn keine der Kameras erfassen würde. Vorsichtig folgte er der fensterlosen Hausseite in den Garten und hockte sich neben die alte Kastanie,

an deren Ast früher einmal seine Schaukel gebaumelt hatte, und beobachtete das neue Familienglück durch das streifenfrei saubere Terrassenfenster.

Sie saßen zu viert am Tisch, lachten miteinander und reichten sich Marmelade oder Tomatenscheiben. Er fühlte die Ungerechtigkeit in seinem Magen rumoren. Es war *sein* Frühstückstisch! Er hätte dort sitzen sollen, nicht diese fremden Kinder mit ihren Kack-Frisuren. Es war sein Geburtstag! Auf dem Tisch hätte sein Lieblingskuchen stehen sollen – der, mit der daumendicken Schokoladenschicht – zwischen bunt eingepackten Geschenken. Er hätte die Kerzen ausgepustet und dem Rauch nachgesehen, sich etwas gewünscht, und seine Eltern hätten ihm dabei ein Ständchen gesungen.

Mit hektischen Pupillen beobachtete Kasper, wie sein Vater aufstand und in die Küche ging. Hatte er früher jemals so gelächelt? Er erinnerte sich nicht daran. Warum ausgerechnet jetzt?

Wolken zogen auf.

Kasper hatte am U-Bahn-Kiosk einen Träger Bier und billigen Schnaps gekauft. Er öffnete eine der Flaschen mit einer verrosteten Metallstange, die im Rasen lag. Ein kurzer Schlag, dann setzte er die Lippen an den Flaschenrand. Er schloss die Augen und kippte die Flüssigkeit hinunter. Nach zwei weiteren Flaschen drückte der Schaum gegen die Brust, und seine Füße wurden schwer. Oder leichter. Wusste er nicht genau. Er griff zum Schnaps und drehte den Deckel ab. Es roch scharf. Intensiv. Die Flüssigkeit brannte. Dann hörte er ein Scheppern – es kam vom Haus. Auch die Stimmen. Aufgeregte Stimmen. Laut und schrill. Kasper sah in seine leere Hand und erkannte seinen Vater, wie dieser durch die geborstene Glastür in den Garten stürmte. Auch jetzt in seinen braunen Lederschuh! Julius und er hatten sich immer gefragt, ob er die Dinger selbst beim Schlafen trug.

Kasper lachte; dabei wurde ihm erst heiß, dann kalt, und mit einem Mal hörte er jemanden seinen Namen rufen. Das Lachen verstummte schlagartig, und an seinem siebzehnten Geburtstag erhielt Kasper die allererste Ohrfeige seines Lebens.

Die Beamten hatten den Streifenwagen im Hinterhof abgestellt. Mit glühender Wange und gesenktem Kopf war Kasper den Polizisten zur Haustür gefolgt, hin zu einem Eingang mit mehr Klingelknöpfen als Parkplätzen. So oft der Polizist auch klingelte, Kaspers Mutter öffnete nicht. Sie erwartete keinen Besuch, und die Nager, deren Anzahl mittlerweile niemand mehr schätzen konnte, waren schneller aus der Tür, als sie hätte reagieren können. Meistens klingelten die Nachbarn ohnehin nur wegen der Pakete. Davon gab es hier viele. Kaum einer ging noch selbst einkaufen, und sie war schließlich keine Annahmestelle.

»Ist jemand zu Hause?«, fragte der Beamte mit der Mütze in der Hand. Er sah auf seine Armbanduhr, doch Kasper zuckte nur mit den Schultern. Der Polizist fragte erneut, diesmal mit schärferem Ton.

»Meine Mutter geht nicht aus dem Haus.« Kasper reichte dem Polizisten sein Telefon. »Hier ist ihre Nummer, aber Sie müssen anrufen, mein Guthaben ist leer.«

Der Polizist tippte die Ziffernfolge ab, und zu Kaspers Erstaunen ging seine Mutter tatsächlich ran. Wortfragmente wechselten, dann ertönte der Summer. Kasper schlich als Zweiter durch die Tür.

Im Treppenhaus roch es sauer. Vier Stockwerke lang. Die Beamten übergaben Kasper und warfen einen flüchtigen Blick in den Flur. »Kümmern Sie sich um Ihren Sohn«, hatten sie noch gesagt. Darauf schloss Mutter die Tür.

Ab diesem Moment ging alles rasend schnell! Kaum drei Wochen nach dem Vorfall standen die Leute vom Jugendamt vor

der Tür – eine Frau und ein Mann. Sie trug ein langes Gesicht, er eine Tasche. Angeekelt inspizierten sie die Räume und achteten darauf, bloß nicht auf eines der Viecher zu treten, die mittlerweile jeden Quadratzentimeter der Wohnung in Beschlag genommen hatten.

Sie redeten auf Kaspers Mutter ein – argumentierten sie mürbe. Mit jedem ihrer Sätze leerte sich Mutters Gesicht, und nach dem dritten Besuch knickte sie im Hagel der Argumente ein.

Auch Kaspers Vater hatte sich eingeschaltet: Die Scheibe habe ihm ein Vermögen gekostet, und das sei der Dank? »Der Dank wofür?«, hatte Kasper gefragt.

Am Ende des vierten Besuchs war von einer Jugendeinrichtung in der Nähe von Flensburg die Rede: Trondjul, ein Ort an der dänischen Grenze. Kasper glaubte nicht, was er hörte.

»Und was soll ich da?«, hatte er gefragt – doch eine echte Antwort hatte ihm niemand gegeben. Der Tapetenwechsel solle ihm helfen, Struktur zu finden. Es sei zu seinem Besten.

Er hasste die Menschen vom Jugendamt und ebenso seinen Vater, der all das eingefädelt hatte. Seine Mutter aber tat ihm leid.

In diesem Moment verstand Kasper seinen Bruder besser denn je: Auch er würde abhauen, denn so viel war klar – nach Trondjul wollte er auf keinen Fall.

A7

Obwohl die Sonne schien, war dieser Mittwoch ein rabenschwarzer Tag. Ein grauer Multivan hatte vor der Tür gehalten, um Kasper nach Trondjul zu bringen. Er saß auf der Rückbank neben seiner Mutter.

Die ganze Fahrt über sprach niemand ein einziges Wort. Beide waren mit ihrem ganz eigenen Blick aus dem Fenster beschäftigt – und das, obwohl es auf diesem Planeten kaum eine langweiligere Landschaft gab als die entlang der A7.

Die Reifen rollten rhythmisch über die aneinandergereihten Platten, während sie Schilder passierten, die wie ausgedacht klangen: Quickborn, Rendsburg, Warder, Owschlag. All das passte nicht zum Wetter.

Nach einer unendlich zähen Zeit wurde der Wagen langsamer, und sie rollten von der Autobahn. Sofort änderte sich der Sound der Fahrbahn.

Sie folgten einer Bundesstraße, die sich wie ein langgezogener Gartenschlauch durch das Grün schlängelte, und passierten zuerst das Ortsschild Flensburg, zwanzig Minuten später kündigte ein anderes Schild den Ort Trondjul an.

Der Wagen tuckerte durch eine Siedlung mit Einfamilienhäusern und gestrichenen Holzzäunen, bis sie vor einem Backsteinhaus mit vermoostem Dach stoppten. Der Fahrer schaltete den Motor aus, auch das Radio verstummte, doch das Knistern

und Knacken unter der Motorhaube war noch eine ganze Weile zu hören.

Kaspers Mutter schluckte; ein Geräusch, als würde sie morgens ihren Kaffee hinunterschlingen. Ihr Mund öffnete und schloss sich, doch es kamen einfach keine Worte heraus. Sie tastete nach seinen Ohren, nach seinen Haaren, und streichelte ihn flüchtig über die Wange. Sie lehnte sich in seine Richtung, ihre Umarmung wirkte unsicher. Dann verabschiedete sie sich mit einem Kuss wie ein Händedruck. Sie wusste nicht, wohin mit sich. Schon während der Fahrt nicht, jetzt erst recht nicht, und als er die Tür öffnete, blieb sie im Wagen sitzen.

Kaspers Stimme klang brüchig. »Mama, ich möchte hier nicht hin. Ich will bei dir bleiben. Bitte!«

Doch seine Mutter hatte sich in ein Stillleben verwandelt. Stocksteif saß sie auf der Rückbank, hinter dem engen Gurt geklemmt, und war unfähig, auch nur die kleinste Regung von sich zu geben.

Nun stieg auch die Frau vom Jugendamt aus und ging langsam um den Wagen herum. Sie sah keineswegs mehr so verbittert aus wie bei ihrem ersten Besuch in der Mäuse-Wohnung. Mit leichtem Druck legte sie die Hand auf Kaspers Schulter und schenkte ihm ein Lächeln, das er eigentlich von seiner Mutter hätte bekommen sollen.

»Wenn sie wieder gesund ist, sehen wir zu, dass ihr so schnell wie möglich wieder zusammenkommt.« Sie machte eine kurze Pause und ging in die Knie, sodass sie ihm in die Augen sehen konnte. »Das sind tolle Menschen hier. Einige von ihnen kenne ich schon sehr lange. Glaub mir, du wirst dich wohlfühlen.«

Ein Mann in Hemd und Jeanshose wartete im Kiesbett der Auffahrt. Kasper kämpfte gegen die Tränen an und sah noch einmal zurück, doch seine Mutter stieg nicht aus.